

(Nachdruck verboten.)

Erinnerungen eines Kommune kämpfers.

Von Henry Brissac.

Wir kamen nachts in Versailles an. Man wußte offenbar nicht, was man mit uns anfangen sollte; mein Brigadier führte mich nach einem Gefängnisse, aber man wies mich hier zurück. Wir irrten lange in den verödeten Straßen umher, um ein anderes Gefängniß zu finden. Schließlich begab sich der Brigadier allein auf die Suche. Triumphirend kehrte er mit der Nachricht zurück, daß mein Gefährte nach dem Bauhof käme und ich, da Mr. Marceon sich weigerte, mich aufzunehmen, nach dem Korrektionshause. Der Schreiber erfüllte die gebräuchlichen Formalitäten und fragte, welcher Konfession ich angehörte.

„Keiner,“ erwiderte ich.

„Aber was soll ich denn niederschreiben?“

„Schreiben Sie Freidenker.“

„Aber das ist keine Religion, nicht wahr?“

„Dann schreiben Sie Buddhist.“

Ein Wärter mit einer Leuchte führte mich in ein überreichendes Zimmer und entfernte sich schleunigst. Es war, so viel ich in der tiefen Finsterniß bei einem von irgendwo einfallenden matten Strahl Lichtes sehen konnte, eine Art Lagerplatz, wo ein Haufen Matratzen lag. Ich tappte mich zurecht, überwand meinen Ekel und streckte mich auf eine derselben hin.

Bei Tage sah ich den geradezu entsetzlichen Schmutz meines Gefängnisses. Ich rief einen Wärter und beklagte mich.

„Ihr Aufenthalt hier ist nur ein provisorischer,“ erklärte er.

„Der Schmutz hier scheint das nicht zu sein,“ versetzte ich darauf.

„Wir sind mit Gefangenen überfüllt.“

„Muß deswegen dies Zimmer mit Unrath überfüllt sein?“

„Sie kommen ja schon diesen Abend fort.“

„Aber ich verlange, daß dieser Unrath vor mir wegkommt.“

Der Wärter schloß barsch die Klappe und brummte. Aber trotz seines Versprechens verging eine zweite Nacht, bevor ich wieder frei athmen durfte. Ich hatte im Korrektionshause Bekannte aus meiner bisherigen Gefangenschaft getroffen. Zwei niedrige Säle vereinten uns während des Tages. Ich habe Opfer des Bürgerkrieges gekannt, die lange nach seiner Beendigung zum Tode verurtheilt und erschossen worden sind. Monarchisten und Klerikale, die eigentlich mehr Soldaten waren, maßten sich das Richteramt an und gaben kaltblütig die Befehle zur Hinrichtung. Zweifelsohne bernsen sie sich auf ihr Gewissen, in dem sie ihre Rechtfertigung finden, aber ihr Gewissen war nur das Werkzeug ihres Hasses und Rachedurstes, den sie gelöscht haben. Ihr Wert war nur eine Reihe von Morden, mit einem juridischen Flittern drapirt. Ihre Gefangenen sind einfach hingeschlachtet worden, nicht getödtet worden durch die regelrechte Justiz zivilisirter Völker, sondern durch Ausnahmengerichte, von denen es keine Berufung gab.

Ich schloß Freundschaft mit Eliée Reclus, dem berühmten Geographen, der überdies ein großes Herz besitzt; und mit dem Doktor Edmund Goupil, dessen glänzende Fähigkeiten noch durch fließende Beredsamkeit gehoben werden. Beide errichteten Unterrichtskurse für wackere Arbeiter.

Im Sprechzimmer, in dem sich die Frauen zu Besuch einfanden, spielten sich herzerreißende Szenen ab. Ach wie so manche sollte dort die letzten Seufzer, das letzte Schluchzen ihres Mannes vernehmen, denn sie erfuhr, daß die nächste Morgenröthe seinen durchlöchernten Leib beleuchten würde.

Auch Mr. Follet, der Almosenier des Gefängnisses, hielt Vorlesungen — über Politik und die Unfehlbarkeit des Papstes. Die Gefangenen waren gezwungen, die Messe zu hören. Das Publikum sang Chor, für die mangelnde Kunst mußte der religiöse Eifer entschädigen. Wir, das heißt das Nichtarbeiter-Publikum, hatten die Freiheit, zuzuhören oder nicht. Wir zogen immer das letztere vor. Einmal aber wohnten wir einer Predigt bei, und was ich proffirte, war folgendes. Mr. Follet sprach: „Der Werth einer Meinuna

ist nach der Sittlichkeit ihrer Anhänger zu messen. Man spricht von der Republik. Nun frage ich Euch, meine Brüder: Habt Ihr schon einen ehrbaren Republikaner gesehen? Ich wenigstens habe noch keinen gefunden. Wenn unter denen, die mir zuhören“ — und er schleuderte seine Donnerworte nach der Stelle, wo wir saßen — „ein Einziger ist, der bei sich das leugnet, was ich sage, so erhebe er sich und wage es zu gestehen!“ Alles verharrte in Schweigen, und Mr. Follet triumphierte.

Eines Sonntags hieß mich ein Wärter, ihm folgen. Als bald umringten mich drei Gendarmen und führten mich fort. Ich hatte ein Verhör zu bestehen, das — eine Art Pantomime war. Bei meinem Eintritt erhoben sich vier mir unbekannte Personen und besehen mich forschend und prüfend. Ich betrachtete sie meinerseits mit nicht minder neugierigen Augen. Nach einigen Minuten machten sie Geberden, die offenbar zu bedeuten hatten: „Der ist es nicht!“ Der Instruktionsrichter und Ankläger-Hauptmann sagte dann lächelnd zu mir: „Sie können sich zurückziehen.“ Was wollten diese vier stummen Personen vor und mit mir?

Vom Korrektionshause kam ich in eine Zelle des „Gerichtshauses.“ Ich bewohnte Nr. 8, wo vordem Koffel untergebracht war. Da die Zelle zu ebener Erde war, so hörte ich die dumpfen Geräusche auf dem Flurgang, wenn Besucher kamen. Und wenn manchmal ein Wärter versäumte, meine Klappe zu schließen, so konnte ich auf einen flüchtigen Augenblick das Gesicht eines Gefangenen oder das Bajonnet einer Schilbwache draußen im Sonnenlichte funkeln sehen. Solche Einzelheiten griff ich alle begierig auf; sie hoben gleichsam eine Ecke des Vorhangs, der zwischen der Welt und mir gezogen war. Und ich empfand geradezu eine Enttäuschung, als mich mein Wärter benachrichtigte, ich müsse die Zelle verlassen.

„Und wo komme ich denn hin?“ fragte ich.

„In den zweiten Stock.“

„Warum dieser Wechsel?“

„Weiß ich nicht!“ Offenbar wußte er's; aber unter dem Reglement stehend, hielt er sich nicht verpflichtet, es zu sagen. Meine nächste Zelle war noch enger. Am nächsten Morgen wiederholte ich meine Frage an einen anderen Wärter, der natürlich ebenfalls seine Unwissenheit vorschützte. Ich verlangte sodann, den Brigadier zu sprechen.

„Er wird Ihnen dieselbe Antwort geben,“ sagte der Mensch lachend.

„Ich will ihn nach etwas anderem fragen.“

„Ach so! das ist eine andere Sache.“ Als der Brigadier kam, sagte ich zu ihm:

„Ich frage nicht danach, warum man mir meine Zelle genommen hat. Ich frage bloß, ob ich wieder dahin zurückkommen kann?“

„Nichts einfacher als das, wenn Sie wollen.“

Er gab die betreffende Weisung und war selbst zugegen als ich umfiel. Das Bett war frisch gemacht; auf dem Tische bemerkte ich einen großen frischen Tintenflack. Meine Vermuthungen bestätigten sich später. In der Nacht war ein Henteklarren gekommen und hatte drei zum Tode Verurtheilte abgeholt. Darum war ich in der Nacht durch ein plötzliches schweres Rollen aufgeweckt worden, hatte ich knarrenden Thüren auf- und zuschließen gehört! Sie wurden nach Satory gebracht und dort erschossen. Ich kannte sie; sie hießen Aubry, Dalivoust und Saint-Omer. Der eine von ihnen hatte diese Nacht in meiner früheren Zelle zugebracht und auf dem Tische Tinte vergossen.

Meine Zelle widerhallte häufig von klatschenden Schlägen; meine Nachbarn übten sich in der eigenthümlichen Sprache, die bei den Gefangenen üblich ist: Ein Schlag bedeutet A, zwei Schläge B u. s. w.

Ein Regierungskommissär theilte mir alsbald mit, daß ich vor einer Behörde, die halb Kriegs-, halb Justizrath war, zu erscheinen habe. Ich hatte kaum Zeit, mich vorher mit meinem Advokaten zu berathen. Ich verbreite mich nicht über meinen Prozeß, der ja gleichfalls öffentlich bekannt geworden ist. Ein Husaren-Oberstlieutenant war Präsident; seine

*) Gebäude beim Assisenrichtshofe, worin alle Verhafteten, die vor diesem in einer Gerichtsverhandlung zu erscheinen haben, einstreifen Aufenthalt nehmen müssen.

republikanischen Sympathien, seine rührende Unparteilichkeit legten ihm unaufhörlich die Worte auf die Lippen: „Sprechen Sie nur von Thatsachen, die Sie persönlich betreffen; ich verbiete Ihnen, von Politik zu sprechen.“ Monsieur Chrétien, mein Ankläger, schloß seine Anklage damit, daß er meinen Kopf verlangte. Er konnte ihn nicht bekommen und mußte sich mit „Zwangsarbeit auf Lebenszeit“ begnügen. Ich blieb noch einige Monate in meiner Zelle. Den Herbst verbrachte ich unter der beständig über mir schwebenden Drohung, nach dem Bagno in Toulon zu kommen. Mein Freund Dupont de Bassac, ein alter Freund von Viktor Vefranc, der zur Zeit gerade Minister war, erwirkte, daß ich einstweilen in Versailles bleiben konnte, aber wir wußten nicht, wie lange dies Provisorium dauern würde.

Als das Porteseuille des Jurnern an Mr. de Soulard kam, war mein Schicksal bald entschieden. Ein neuer Schub von fünfzehn zu Zwangsarbeit Verurtheilten kam an. Wir wurden alle in einen Saal eingeschlossen, in dem Gefangenenkleider aufgehäuft waren, die wir anziehen mußten. Kaum fanden diejenigen, für die zärtliche Herzen schlugen, Zeit, ein letztes Lebenswohl aufs Papier zu werfen.

An den Händen gefesselt, wurden wir in einen Wagen mit mehreren Abtheilungen gepackt, der unter dem „Bevollmächtigten“ stand, d. i. einem Beamten, der mit der Ueberführung der Verurtheilten von Gefängniß zu Gefängniß, oder vom Gefängniß ins Bagno betraut ist. Einige, die nicht genügend Platz im Wagen finden konnten, mußten mit gekrümmtem Rücken stehen. Wir fuhren in Paris bis zum Lyoner Bahnhof, wo ich bei Gaslicht unter den Passanten einige Freunde erkannte. Der Zufall ersparte uns den Anblick jeder Frau, Mutter oder Tochter. Neue Umladung. Wir bestiegen einen langen Zellenwagen, speziell für die Gefangenen bestimmt; wir saßen wie angechnallt; die Wände dieser Käfige zwängten unsere Körper ein, die Kniegelenke wurden ganz steif. Diese unsern Gliedmaßen, unsern Lungen auferlegte Probe dauerte drei Tage. In Besoul nahm uns das Hospitalgefängniß für eine Nacht auf. Unterwegs hatte man vier Diebe oder Mörder aufgelesen, die mit uns zusammengethan wurden. Wir marschirten zu Fuß durch die Stadt; mein Handgelenk war mit dem eines der Diebe zusammengeschlossen.

Auf der Eisenbahn krochen wir wieder in unsere Löcher. Ich suchte, während ich mich vom Zuge schaukeln ließ, mir durch eine Willensanstrengung das Fieber vom Leibe zu halten, das mich zu packen drohte. Der „Bevollmächtigte“ wurde immer gefälliger: ich hatte den Schlüssel zu seinem Benehmen. Als wir nämlich dem Bahnhof von Toulon nahe kamen, rieth er uns, uns aller Dinge zu entledigen, die nicht „ordonnanzmäßig“ waren. Er stellte uns vor, daß alle ins Bagno eingeführten Pakete nicht, wie wir dächten, an unsere Familien zurückgeschickt, sondern verbrannt würden. Wäre es da nicht besser, wenn wir sie ihm überließen, da wir ja mit ihm zufrieden gewesen seien? Dieser glänzenden Logik ergab man sich denn gewöhnlich und schenkte ihm die zum Schutze gegen die Kälte mitgebrachten Kleider. Wir stiegen vom Zellenwagen und kamen beim Arsenal an. Schuhe und Strümpfe wurden uns ausgezogen und unsere Füße in unbeschreibliche Lumpen gesteckt. Hinter uns her lief und rief es: „Schenkt uns Euer Gepäck! 's wird doch alles verbrannt!“

Es war am 26. Dezember im Jwielicht. Wir marschirten bei einem feinen Regen auf Glatteis-Boden und kamen so nach einem der Bagno's. Als ich eintrat, sah ich zunächst nur einen Reflex von rother, gelber und grüner Farbe und hörte ein sonderbares Geräusch, ähnlich dem Knirschen eines Fußens in Bewegung befindlicher Flaschenscherven. Das Roth stammte von den Jacken, das Gelb leuchtete von den Beinkleidern, das Grün schimmerte von den Mützen, sofern sie nicht auch roth waren, um die Sträflinge auf Zeit kenntlich zu machen. Der Lärm rührte von Ketten her, die vom Knöchel bis zur Leibeshöhe reichen und rasselten, so oft sich die unteren Extremitäten bewegten. Dann sagte ich den Raum, der diese Schaar von Verurtheilten enthielt, näher ins Auge. Ein langer Saal, dessen von mir entfernteste Ecke sich im dunklen Schatten verlor, in dessen Mitte der ganzen Länge nach zwei Reihen Feldbetten, durch eine niedrige Scheidewand getrennt standen: an den Mauern entlang ordinäre Wasch- und Spüleimer; ein Gitter statt der Thür — das war alles.

Die Masse der Sträflinge drängte sich dicht vor uns; nur die Beiten trennten uns. Ich hörte sie murmeln: „Kommunards!“ Die Bestialität brückte sich auf den meisten dieser von allen Lastern verwüfeten Gesichter aus. Der moralische Adel, der von innen strahlt und sympa-

thische Reflexe nach außen wirft, war erloschen, in der Niederträchtigkeit untergegangen. Die derbe Energie, die einige Physiognomien ausdrückten, war die unbewußte eines Tigers.

„Hierher!“ rief die brutale Stimme eines Wärters. Die Wärtter der jetzt aufgehobenen Bagno's Frankreichs waren Soldaten, welche diese allgemein verachtete Stellung annahmen, weil sie etwas mehr Sold erhielten. Sie waren von den Sträflingen gehaßt und sie haßten diese. Aber die Wirkung dieses Hasses war sehr ungleich. Die Wärtter hatten den Vortheil, ihren Haß fruktifiziren zu können. Der Wärtter, der uns gerufen hatte, war eine besonders grollesfüllte, rachsüchtige Natur, weil er verkrüppelt und von ungesunden Körpersäften war. Er zeigte auf eine Badewanne und schrie: „Badet Euch!“ Die Sitte im Bagno zwang den Neugekommenen dieses Bad auf, aus — Reinlichkeitsrücksichten. Trugvolle Zeremonie, denn das ekelregende Wasser desselben war nur geeignet, schmutzig zu machen. Jeder zog sich vollständig nackt aus und wartete, bis er daran kam, in diese Jauche zu tauchen. Als dies geschehen war, warf man uns Lumpen über, die das Bagno zur Verfügung hatte. Einige erhielten eine ganz neue Livree, — ein Lotteriegliück! Ich für meinen Theil bekam scheußliche Lumpen, die von den Leibern von mindestens zehn Sträflingen beschmutzt waren. Ich zog die gelbe Hose an, die an den Hüften offen ist, damit die Kette durchgezogen werden kann. Die doppelte Reihe Knöpfe war fast gänzlich verschwunden. Dann zog ich die rothe Jacke mit ausgefransten Aermeln an, die mit einer dicken Fett- und Schmutzkruste bedeckt und buntschwarz von Fleckflecken war. Ich setzte die grüne Mütze auf, die ein Schild mit einer Nummer trug. Aber dieses war theilweise abgetrennt und baumelte hin und her. Gesammterscheinung ebenso traurig wie grotesk; Anzug eines Verbrechers und Hanswurstes zugleich. Gewisse Sträflinge, die Eleganten des Bagno, schmückten und putzten sich, insbesondere thaten das die Schreiber der Bureaus und Kanzleien. Sie ließen ihre Jacke offen stehen und schlugen sie auf der Brust um, wie eine Rockklappe, setzten ihre Mütze verwegen aufs Ohr, ihre Schuhe glänzten, als ob sie lackirt wären, und — o unergründliche menschliche Tollheit! — sie polirten ihre Ketten!

Kopf- und Barthaar mußte fallen, der Bagno-Barbier erschien. Seine Abonnenten hatten das Recht auf ein auserwähltes Rasirmesser; die Widerspenstigen kamen unter das „Straf-Rasirmesser“. Ich heeilte mich, Abonnent zu werden. Wir gingen aus seinen Händen mit kahlem Gesichte und fast kahlem Kopfe hervor. Ueber die Kopfhaut liefen parallele Querstreifen. Dieser Haarschnitt sollte, wie die Brandmarkung auf der Schulter, ein Erkennungszeichen sein, um der Entkommenen leicht habhaft zu werden.

„Morgen wirst Du angeschmiedet, heut' ist's zu spät“, sagte der Wärtter zu mir, indem er sich entfernte.

„Den „inneren Dienst“ hatten die Saaldiener. Sie waren von den Sträflingen, die sie für Angeber hielten, allgemein gehaßt und verachtet. Der Sergeant der Bagno-Wärtter erschien am Gitter. „Zu Bett!“ brüllte er mit gebieterischem Tone.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Trübe und ungnädig will uns der Frühling erscheinen. Unter Sturm und Regenschauern hat er sich angekündigt. Eine unwillkommene Beigabe für jenen Theil unserer Bürgerschaft, der sich zur rauschenden Festwoche rüstet. Eine unwillkommene Beigabe auch für die Arbeiten, die den Eindruck hervorbringen sollen, als sei das Denkmal an der Schloßfreiheit fix und fertig.

Die nassen Schauer, die uns der Himmel sendet, sind freilich nicht so schlimm, als das Verse-Geplätscher, das unbarmherzig auf uns niederkräufelt. Niemand ist freier, selbstherrlicher Kunst so viel Gewalt angethan worden, als es zur Zeit von den Neu-Byzantinern geschieht. Die Theater, die auch sonst gerade für rüstige Männer nicht der angenehmste Aufenthalt sind, werden vollends zu großen Kinderstuben. Mit vier Marksteinen aus preussischer Geschichte, einer lehrhaften Dynastieverherrlichung, die ein türkischer Staatsbürger, Herr Kofée, dank-schuldigst zurechtgimmert, hat das Berliner Theater, ein deutsches Familienhaus, eifrig begonnen, und heute fangen die großen Schlachten wider „Napokium“ an. Der grimmige Wildenbruch marschirt mit seinem „Willehalm“ an der Spitze der dichtenden Drachentöbter. Es ist nicht genug, daß Herr v. d. Pfordten die Scheußlichkeit des ersten Napoleon's in seinem Schauspiel „1812“ nach Schulbuchmanier darstellt, auch Wildenbruch, der Shakespeare unserer Uckermark, krepelt seine Aermel auf und ringt den armen Napoleon in seiner Verserkerwuth

nieder. An sich wäre gegen solche Poeten-Wildheit nichts einzuwenden, zumal sie höchst unblutig verläuft. Man braucht auch von einem Festpoeten nicht die Weisheit zu erwarten, daß er einen Todten noch dem Maß geschichtlicher Erkenntnis messe. Er tritt einfach vor und bellamirt, während seine Augen rollen: Ich bin ein Wildling. Weil ich ein Wildling bin, bin ich ein Wildling. Aber das ist hart, wie solch entseffelter Dichter Rhythmus und Klang der Sprache martert. Mit leidenschaftlich zuckenden Fäusten wird der Vers behandelt, daß ihm alle Glieder im Leibe knochen. Was sich nicht fügen will, wird niedergestampft. Zum Glück ist unsere Muttersprache so fest gefügt, so viel köstliche Schätze, an Form reich, wie an Inhalt reich, sind in ihr aufbewahrt, daß sie auch diesen wilden Tanz, den jüngsten Ausbruch teutonischer Raserei wohl überstehen wird.

Vergleiche sind heutzutage wohlfeil. Ich habe neulich irgendwo gelesen, wie Herr v. Wildenbruch der treue Fiedler Volker des Preußenthums genannt wurde. Volker war mit den Mannen Guntter's die Donau abwärts gezogen zum großen Sterben in König Egel's Land; und ich mußte an die großartige Elegie im Nibelungenlied denken. Die Mannen haben sich zu nächtlicher Ruhe gelagert, indeß sie das Grauen umschwebt. Da erhebt sich noch einmal Volker, der Spielmann; und er begann milder und sanfter zu geigen, so daß bald die Helben Trost und Schlummer umfing. Nun denke man an Wildenbruchs's schrillem Pfeifenklang und vergleiche ihn mit Volker, dem Herrlich-Süßen!

Man soll ja auch jezt Reinhold Vegas, den Schöpfer des Kaiser Wilhelm-Denkmal's, als unseren Michel Angelo schätzen. Nun war Michel Angelo einer der männlichsten Künstler aller Zeiten. Das Wort „Michelangeleski“ ist in die Kunstsprache übergegangen; es bedeutet den grandios wuchtigen Zug, die eiserne Bestimmtheit. Es liegt mir fern, Vegas mit Wildenbruch zu vergleichen: den sensiblen, feinen, geistreichen Künstler mit dem größeren Draufgänger. Es wäre auch thöricht, verlangen zu wollen, daß gerade unserer Epoche ein Michel Angelo erwachse. Gewiß hat Reinhold Vegas, als die Berlinische Bildhauerei völlig in Nachahmung und in akademischen Formeln erstarrt war, einen belebenden Hauch hierher getragen. Er hat einen weichen Sinn für malerische Grazie, für anmuthigen Liebreiz, aber Michelangeleski ist nichts in ihm. Das wäre ein seltsamer Irrthum, wenn das Schlagwort vom Michelangelesken Vegas bei uns Eingang fände, weil dieser Vegas der Schöpfer des Kaiser Wilhelm-Denkmal's ist.

Wir verfügen eben nicht über große monumentale Kraft. Das Kaiser Wilhelm-Denkmal ist nun einmal auf dem Plage der Schloßfreiheit errichtet. Wie es zu stande kam, damit hat sich unser Bürgerthum abzufinden. Noch ist es nicht enthüllt. Aber schon jezt sind die Bedenken von früher bestätigt, so weit es die Wirkung im großen anlangt. Das Reiterstandbild ist offenbar der monumentalen Westfassade des Schlosses zu nahe gerückt; und die architektonische Deckung im Rücken des Denkmal's, die Hallenanlage Holnhuber's, eines Mitarbeiters am Ballot'schen Reichstagspalast, ist dürftig gerathen. Im Hurrabpatriotismus dieser Tage wird man der Entstehungsgeschichte des neuen Monumentes nicht gedenken. Im Phrasenschwall wird die Bourgeoise sich betäuben und vergessen, daß sie kein Recht habe, zu jammern, weil es nicht nach ihrem Willen ging. Sie wird aber dennoch kommen, wenn sie wieder ernüchert ist, und dann wird sie winselnd klagen, daß aus dem Nationaldenkmal, für das man anfangs schwärmte, ein einfaches Fürsten-Standbild und das noch dazu an ungeeigneter Stelle aufgerichtet wurde. Goldene Berge hatte man sich für die deutsche Künstlerschaft versprochen; und nun dieses Ende!

Wenn unser Spießbürger zum sentimentalen Kunstschwärmer wird, so verliert er gewöhnlich die Fähigkeit, ruhig zu überlegen. Ja, wenn man mit Schwärmerei monumentale Kunst hervorzubringen könnte! Was war es denn mit dem Traum von einem Nationaldenkmal? Ob irgend jemand eine deutliche Vorstellung von dem geplanten Nationaldenkmal gehabt hat?

Die Baukünstler zumal hatten zahlreiche Ideen in ihren Entwürfen niedergelegt. Manches war schwunghaft, von reicher Einbildungskraft getragen. Woher sie aber immer ausgegangen waren, sie dachten in einer Formensprache vergangener Epochen. Sie dachten an den großen Karl oder an den Rothbart Friedrich. Sie dachten an alte, bewehrte Burgen, an hohe tempelartige Kuppelräume, an weit ausladende Säulengänge und an hochauftrebende gothische Bauten. Viel Variationen, geistvolle Variationen sogar. Wäre eine von ihnen ausgeführt worden, es hätte wohl eine künstlerische Bereicherung gegeben. Aber wo wäre das zutreffende Wahrzeichen und Sinnbild eines Nationaldenkmal's geblieben? Der Geist, der einheitliche tiefkonzentrierte Geist, der da oben gläubig Trost suchte, hat die hochauftrebenden gothischen Dome geschaffen. Die erhöhte Kraftfülle, die Sinnesfreude starker Naturen hat die Gebilde der Renaissance geformt. Was vermochte unsere Bourgeoise dem ähnliches entgegen zu stellen? Wo ist denn die kräftegebende einheitliche Gemeinschaft? Sollten die Kriegsthaten abermals verherrlicht werden? Was sollte der monumentale Künstler etwa aus den Schächern machen, die aus dem deutschen Gründungsweck wohl fest und Kapital gefogen haben, im übrigen aber nichts sind als fleißig gezüchtete, trodene Geldleute? Schlotbarone und Großkonfektionäre können den Bildner wahrlich nicht zum feurigen Enthusiasmus begeistern, und wenn sie ihre Handelsfilialen errichten

von Königsberg bis nach Augsburg. Vielleicht war das ewig zeternde, ewig bängliche Kleinbürgerthum dazu geschaffen, den schaffenden Künstler zu originellen Ideen zu begeistern. Das wäre das Denkmal einer quengeligen Nation geworden; jeder raisonnirende Dreier-Kentier hätte seine Lust daran gehabt.

Ein Schwärmer hat es freilich gut. Der verlangt mystische Wunder vom Künstler. Der denkt sich die Kunst losgelöst von den übrigen geistigen Ausstrahlungen der Zeit. Da schwebt sie in den Lüften und nun braucht bloß das Genie zu kommen und sie einzufangen. Dann kommandirt der Philister: Zeht fang' an und schaff' mir mein Nationaldenkmal. Daß es aber sein sei und recht majestätisch zugleich. Liebenswürdig und erhaben! Auf ein paar Thalerchen mehr oder weniger soll es mir gewiß nicht ankommen, Du mein liebes Genie!

Der Gedanke mit dem unerhörten, noch nie dagewesenen Nationaldenkmal hatte sich bis zu grotesker Höhe verstiegen; aber die Ernüchterung kam folgerichtig. Die Herrschaften sollten sich dessen lieber nicht rühmen, daß sie der deutschen Kunst zu einem neuen Aufschwung hätten verhelfen wollen. Dazu braucht es ein Geschlecht, das nicht bloß am Gemeinen klebt. Ihnen geschah, wie's ihnen zutam. Alpha.

Kleines Feuilleton.

— Ein Blick ins Jenseits. Im Jahre 1631 erschien eine Schrift des spanischen Jesuiten Henriquez: „Ueber die Beschäftigung der Heiligen im Himmel“. In diesem Buche heißt es: „Jeder Heilige hat sein eigenes Haus im Himmel, und Jesus Christus selbst besitzt dort einen herrlichen Palast. Es giebt sehr breite Straßen und große Plätze und feste Häuser, die von Mauern umgeben und geschützt sind. Die Engel haben kein eigenes Domizil, für ihr Amusement ist es besser, bald hierher, bald dorthin flaniren zu können. Die Straßen sind mit Rasenplätzen und Teppichen geschmückt und in die Wände der Häuser sind durch geschickte Sculpteure alle Neuigkeiten der Welt eingegraben. Ein hohes Vergnügen ist es dort, die Körper der Seligen zu umarmen und zu küssen. — Es ist für angenehme Bäder Sorge getragen, worin die Seligen sich vor einander baden und wie die Fische schwimmen. Auch singen sie so schön wie die Lerchen und Nachtigallen. Die Frauen singen aber schöner als die Männer, damit diese um so mehr Vergnügen haben. Die Engel stecken sich in weibliche Kleider und erscheinen in solcher Verwummung den Seligen als Damen (die ja hienieden schon unsere Engel sind) mit frisiertem Haar, gebauschten Röcken und in reichstem Anzug. Männer und Frauen ergötzen sich an Maskeraden, Gastmählern und Ballets. Die Frauen stehen mit sehr langen Haaren zum seligen Leben auf und putzen sich auch im Himmel wie auf Erden mit Wandern, mit Coiffuren. Und wie in diesem Leben, so küssen auch in jenem die Gatten sich und ihre Kinder.“ —

Theater.

— Im Schiller-Theater ist gestern „Maria Stuart“ zum ersten Male aufgeführt worden. Ueber die Vorstellung läßt sich nur das bei früheren Gelegenheiten gesagte wiederholen: Viel guter Wille bei dem ernstgemeinten Streben, dem Dichter gerecht zu werden; hier und da auch ein beachtenswerther Erfolg, im ganzen aber eine Leistung, die auf das Prädikat klassisch wohl kaum Anspruch erheben konnte. Eine Erkrankung des Fräulein Delsky machte es nothwendig, in Fel. Stefanie Salta vom Theater des Westens Ersatz herbeizuschaffen. Die Dame spielte die Rolle der Elisabeth schlecht und recht, ohne sich allzusehr im Ensemble hervorzuthun und hatte im Zusammenwirken mit Fel. Barth als Maria keinen allzu leichten Stand. Die letztgenannte Künstlerin, die erst neu ins Schiller-Theater eingetreten ist, wußte mit einfachen Mitteln eine sympathische, ergreifende Gestalt zu schaffen. Nur überhäufete sie sich zuweilen etwas im Sprechen. Herr Frohbe war als Leicester ein ganz braver Charakterdarsteller, jedoch ein schneidend kübler Liebhaber; einen wilden Mortimer lehrte Herr Bach heranz. Als ehrwürdiger Shrewsbury war Herr Patteg vollauf am Plage. Schade, daß sich über die ersten Akte im ganzen eine frohliche, nichterne Stimmung legte, die den Anschein erweckte, als ob mit einer „realistischen“ Auffassung des Stückes toletirt werden sollte. —

b. w. c. George Sand auf der Bühne. Die Pariser Strafkammer hat auf das Gesuch der Wittve Maurice Sand's sowie der Wittve de Muffet's die Aufführung von „Une nuit à Venise“ (Eine Nacht in Venedig) von Mongerolle verboten. In dem Stücke treten als Hauptpersonen George Sand, deren einstiger Geliebter der Arzt Pagello und Muffet auf. Der Autor sowie das Théâtre Mondaine haben gegen das Verbot rekurrirt, sind aber abgewiesen worden. Der Autor und das Théâtre Mondaine hatten in ihrem Returs als Hauptentschuldigung angeführt, daß nur „Privatvorstellungen“ geplant waren. Der Gerichtshof bestätigte jedoch das erstriichterliche Urtheil mit der Begründung, daß es trotz einzelner Ausnahmen unstatthaft sei, zeitgenössische Persönlichkeiten auf die Bühne zu bringen. Auch betonte der Gerichtshof, daß der Titel, mehr aber noch der Untertitel, den Mongerolle gewährt hat („Histoire irriverencieuse“), was vielleicht mit einer „heikle Geschichte“ übersetzt werden kann, die Absicht des Autors, Sensation zu erregen, deutlich erkennen läßt. —

Erziehung und Unterricht.

— Der Kampf gegen den Alkohol in den französischen Schulen. Die französische Unterrichtsverwaltung hat

das „Tableau d'Anti-Alcoholisme“ von Dr. Gallier-Boiffière den Schulen zur Anschaffung empfohlen. Diese Wandkarte stellt nach der „Köln. Ztg.“ in anschaulicher Weise alles Wissenswerthe über die Schädlichkeit des Alkohols dar; die gesunden menschlichen Organe, wie Magen, Leber, Herz, Nieren und Gehirn, und darunter diese Theile gerüttelt durch den Alkohol; ferner: die natürlichen, guten und gesunden Getränke, wozu Dr. Gallier-Boiffière Wein, Apfelwein, Birnenwein und Bier rechnet, und die durch die Industrie verfertigten alkoholischen Getränke, die aus Rüben, Kartoffeln und Korn bereitet werden, also alle „Schnapsarten“. Die durch 6 Bildchen veranschaulichte Wirkung des „Trauben-Alkohols“ und des „industriellen“ Alkohols auf Meer-schweinchen ist ebenfalls durch Textworte erläutert. Auch die Rück-seite dieser Wandtafel ist sinnreich ausgenutzt. In der Mitte sind vier Skizzen mit den Unterschriften: Verlust der Willenskraft, der Herzengüte, der Menschenwürde und des Verstandes. Die beiden Seiten tragen in anschaulicher Gruppierung folgende Inschriften: Der Alkoholismus: Wer früh nuchtern jeden Morgen ein kleines Glas trinkt, wird unbestreitbar alkoholisch. Vorrurtheil: Die angeblich Appetit reizenden Getränke zerstören den Appetit, anstatt zu erregen. Abstinenz ist ein Gift, das mehr zu fürchten ist als Morphium oder Belladonna. Lammenais hat gesagt: Wißt ihr, was dieser Mann trinkt aus diesem in seiner zitternden Hand schwanrenden Glase? Er trinkt die Thränen, das Blut, das Leben seiner Frau und seiner Kinder. Verbrechen: Die Mehrzahl der Verbrechen sind durch Alkoholtrinker verübt. Vorgezeitiges Altern: Der Alkoholiker ist mit vierzig Jahren so abgelebt wie ein Mann von sechzig Jahren. Epilepsie: Von vier epileptischen Kindern sind drei Söhne von Alkoholikern. Geisteskrankheit: Mehr als ein Drittel der Geistes-kranken sind Alkoholiker. Sterblichkeit: 20 von 100 Sterbefällen sind dem Alkoholismus zuzuschreiben. Im untern Theile dieser Seite wird die furchtbarste Wirkung des alkoholischen Giftes gezeigt, wie es nämlich in der Vererbung zum Durchbruch kommt als Nephritis, Epilepsie, Schwindsucht und Blödsinn. —

Archäologisches.

1. Ein kupfernes Zeitalter in Chaldäa. Es ist in der letzten Zeit nachgewiesen worden, daß es in verschiedenen Ländern, z. B. in Schweden, auch in Sibirien, ein kupfernes Zeitalter gegeben hat, während man früher die aus dieser Periode stammenden Geräthe in das Zeitalter der Bronze versetzt hat. Berthelot, der vielseitige Pariser Gelehrte, trug neulich der dortigen Akademie der Wissenschaften eine interessante Ab-handlung über das kupferne Zeitalter in Chaldäa vor, auf grund der chemischen Untersuchungen von einigen in Tellul von de Sargac ausgegrabenen Geräthen, deren Ursprung bis in die ersten Zeiten der Zivilisation, d. h. fünf- bis sechs-tausend Jahre zurückreicht. Es waren unter anderem Waffen, Schmuck-stücke und Werkzeuge, die geeignet waren, der von Berthelot mit so vielen Erkenntnissen bereicherten Geschichte der Wissenschaften ein neues Kapitel hinzuzufügen. Zu-nächst wurde eine Lanze oder eine kolossale Klinge unter-sucht, die verschiedene Zeichnungen und Inschriften mit den Namen eines Königs von Nisch trug, der etwa viertausend Jahre vor unserer Zeitrechnung gelebt haben muß. Diese Lanze hat schein-bar nur zum priesterlichen Gebrauch gedient, sie besteht aus rothem Metall mit einer grünlichen Schicht überzogen, die Analyse ergab voll-kommen reines Kupfer mit einer Schicht von Kupferhydrat (Atacamit). Leider geht dieses kostbare Geräth wie auch die meisten der Kupferstatuetten, die in denselben Ausgrabungen gefunden wurden, bei der Berührung mit der Luft einer langsamen Zersetzung entgegen. Weiter wurden noch einige Theile untersucht, die ebenfalls aus reinem Kupfer be-standen, ferner ein eisförmiger Gegenstand aus reinem Eisen, ein Barren von etwas kupferhaltigem Silber und eine Tafel von gelbem, stark silberhaltigem Golde. Letztere erinnert an ähnliche Funde in Egypten, die darauf hinweisen, daß weder hier noch in Chaldäa zu jener Zeit ein Ver-fahren zur völligen Reinigung des Goldes bekannt war. Ueberall findet man die alte Verbindung von Gold und Silber, die mit dem Namen Asem bezeichnet wird. Die Anwendung reinen Kupfers zur Herstellung von Waffen und Werkzeugen, sogar für den täglichen Gebrauch in Chaldäa ist also für das Jahr 4000 v. Chr. durch die Analyse bewiesen worden. Dieselbe geht der Anwendung der Bronze, das ist des mit Zinn verbundenen Kupfers, das sich in Chaldäa wie in Egypten erst bei späteren Objekten zeigt, voraus. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Den Einfluß des Regens auf die Blatt-formen der Pflanze hat Max Dougal, wie er auf der letzten amerikanischen Naturforscher-Versammlung in Buffalo berichtete, im Anschluß an die Versuche von Stahl und Jungner experimentell ge-prüft, indem er Stöcke von Arisaema triphyllum, Trillium erectum und Trillium recurvatum 10 bis 20 Tage lang einem beständigen künstlichen Sprühregen aussetzte. Schon nach dieser kurzen Zeit ließen sich die von Stahl und Jungner beschriebenen Ver-änderungen der Blätter: Ausbildung einer Tränselfspitze, Verminderung der Randeingschnitte und Zähnelungen, glänzend seidematige Ober-fläche mit vermehrter Adhäsion für das Wasser und Vertiefung der Nervaturrinnen erkennen. Bei Arisaema nahmen die Blätter eine

nach oben gerichtete konvexe Form an und das satinierte Aussehen der Oberflächen schien von einer gleichmäßigeren Abplattung der Epidermiszellen, so daß nicht mehr einzelne über die anderen empor-ragten, herzurühren, wozu wohl auch chemische Veränderungen der Zellenwandungen oder Ueberzüge kamen. Wahrscheinlich gehen die Wachsüberzüge, die leicht das Zusammenrinnen der Tropfen hindern und Feuchtigkeitsmassen zurückhalten, dabei ein. — (Prometheus.)

Humoristisches.

— **Abgekühlt.** Das Wiener „N. Extrabl.“ erzählt: Ein junger, „aufgeschossener“ Mensch mit fettem Schnurrbartchen und einer Don Juan-Miene springt elastisch in einen Omnibus und setzt seine Lackstiefelchen ins richtige Licht, denn Platz ist genug vor-handen, da nur eine elegante Dame und ein älterer Herr im Wagen sind. Zudem sitzt der Herr ganz in der Ecke vorn und sieht auf die in gemüthlichem Trab gehenden Pferde hinaus. Der junge An-kömmling lächelt siegesgewiß. Sein Exterieur und namentlich sein Schnurrbart mußten ja auf die Dame Eindruck machen — o, ganz gewiß. Ein Gespräch um jeden Preis. Er fragt sech: „Fahren gewiß auch nach Mariabühl, mein Fräulein?“ Ein Nicken, ein Blick des Erstaunens ist die Antwort. Aber die jugendliche Seden-haftigkeit ihres Gegenüber übt eine komische Wirkung auf die Dame aus; ein Lächeln der Fronie spielt um ihren schönen Mund, als sie die Fragen des Unwiderstehlichen hört. „Ach, der Karneval! Wie gut, daß er zu Ende ist. Freilich, das zarte Gesicht hält im Tanzen mehr aus. — Nicht wahr?“ — „Ich tanzte heuer sehr wenig!“ — „Ei, wie ist das möglich! Eine Gelse mit dem Antlitze eines Engels!“ — „Zuviel der Liebenswürdigkeit, mein Herr!“ — „O, wenn ich Ihnen auf einem Balle begegnet wäre, dann wäre ich Ihnen zu Füßen gesunken und —“ — „Nicht so rasch, mein Herr!“ — „Und was hätten Sie darauf geantwortet, wenn ich Sie gefragt haben würde, ob Sie mein sein wollten für's ganze Leben?“ Die Dame erwiderte lächelnd: „Ich hätte Ihnen mitgetheilt, daß ein kleines Hinderniß diesen Bund unmöglich macht!“ — „Ein Hinder-niß?“ — „deklamirt der Jüngling. „Welches Hinderniß könnte es geben, das ich nicht beseitigte!“ — Da tönt es im tiefen Bass aus der Ecke, wo der dritte Passagier sitzt: „Neben E' net so dummes Zeug. Das is ja meine Frau!“ ... Der Koummacher klingelt, er muß gerade jetzt aussteigen! —

— **Ein Bervogener.** Anlässlich einer schweizerischen Kantonsrats-sitzung, die jüngst stattgefunden, kam ein Kind in Begleitung seines Vaters mit in die Stadt. Einmal stand es wartend vor der Saalthüre. Ein freundlicher Rathsherr, der eben hinaus-kam, fing an mit dem furchtlosen Kinde zu plaudern und fragte es denn: „Aber fürchtest Du Dich nicht, so allein hier zu sein?“ — „Nai, nai!“ war die feste Antwort des Kindes: „i bi-n au scho emol in-ere Menascherie gse.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Die ersten Kiebitz-Gier sind am Donnerstag in der Berliner Zentral-Markthalle gehandelt worden. Das Stück kostete 3,10 M. Vor zwei Jahren zahlten die reichen Freßer 8 M. für ein solches Gichen.

— Die Königshüttener (Ober-schlesien) haben plötzlich ihren Oberbürgermeister pensionirt. Die Stadt hatte seit 4 Jahren jährlich an Kreissteuern 4000 Mark zuviel gezahlt, ohne daß der Bürgermeister davon eine Ahnung hatte. —

— In Jögershof bei Königsberg i. Pr. wurde der Gut-besitzer Hofengarth in seiner Stube durch einen von außerhalb des Fensters abgefeuerten Schuß getödtet. —

— In Dörsenwärd bei Hamburg ist ein Knecht, der aus Feinersdorf bei Berlin stammt, in der Nacht bei einer Wäscherin eingebrochen, hat diese schwer verwundet, ihr kleines Kind getödtet und eine Summe Geldes geraubt. Er wurde verhaftet. —

— Hineingefallen sind zwei Schleswiger Unter-nehmer bei der Berliner Zeitungsfabrik. Innerhalb einer Stunde er-schienen zwei nagelneue Zeitungen, die ungeheure Heiterkeit erregten. Beide Zeitungsherausgeber hatten ahnungslos ihre Waaren aus derselben Berliner Zeitungsfabrik bezogen und liefern nun, wie die „Schlesw. Nachrichten“ mittheilen, unter verschiedenem Titel („Schleswiger Tageblatt“ und „General-Anzeiger für die Stadt Schleswig und umliegende Amtsbezirke“) genau dasselbe Blatt von gleicher Form und gleichem Inhalt, nur zu verschiedenem Preise. —

— Der letzte große Sturm hat, wie in ganz Mitteleuropa, auch in Belgien allenthalben großen Schaden angerichtet. In Charleroi ist der fast fertige Birtus Schumann völlig zusammen-geklürzt; sämmtliche Arbeiter wurden verschüttet, mehrere sind ver-wundet. —

— In Wellen bei Aachen sind in einer Kalkgrube die Gallerien eingestürzt. Man glaubt nicht, daß von den 15 ver-schütteten Arbeitern einer gerettet werden kann. —

— Ein zwölfjähriger Knabe hat sich in Melchnau (Kanton Bern) erhängt. —

— Milchbäder. In Paris sind bei den „feinen“ Weibern Milchbäder in Mode gekommen. Ein solches Bad kostet 25 Fr. —

— „Lullabyen“. Die amerikanischen Konservatorien und Musikschulen bilden jetzt einen Theil ihrer Schulkinderinnen dazu aus, Kinder in den Schlaf zu singen. Die Vertreter des neuen Veruses nennen sich „Lullabyisten“, von „Lullaby“ = Wiegenlied. —